Gleißendes Gold.

Roman von **Marie Lescot.**

(8. Fortsetzung.)

„Baron von Rochebure ist ein Ehrenmann, unfähig irgend jemanden zu übervortheilen, sich irgendwie uncorrekt zu benehmen. Er hat mir seine Verhältnisse klar auseinandergesetzt. Ich weiß sehr gut, daß es einen bedenklichen Punkt in der ganzen Sache gibt, die Möglichkeit der Heilung Frau von Erneuils, aber Nerven- und Irrenärzte behaupten, daß sie nicht mehr genesen könne."

„Und Du glaubst, daß Frau von Erneuils Vermögen so bedeutend ist?"

„Sie besitzt mehr als vier Millionen. Ich habe selbst mit dem Notar gesprochen, bei dem das Testament des Vetters Hiob hinterlegt war."

„Mißtraue den Notaren, Gontran, nicht minder wie den Aerzten; jene sind Spitzbuben, diese Nichtskönner. Mißtraue auch vor allem den jungen Mädchen selbst, sie sind alle cokett und nur auf das Einfangen eines Mannes bedacht."

Der junge Mann zuckte die Achseln. „Dann verdammst Du mich also zu ewigem Junggesellenthum?"

„Nein, ich will nur, daß Du mir Zeit läßt, die Sachlage zu prüfen. Ich will selbst mit dem Irrenarzt und mit dem Notar sprechen, denn Du mußt Dir doch sagen, daß auf das Geschwätz eines Verliebten kein zu großer Werth zu legen ist; dann werde ich mit Baron von Rochebure Rücksprache pflegen. Ich stelle durchaus nicht in Abrede, daß eine Million eine recht hübsche Aussicht ist, aber sicher ist sicher." —

Seit den sechs Monaten, daß Herr von Grouillot dem Gedanken an eine Verbindung seines Sohnes mit Genovefa von Rochebure näher getreten war, war Baronin Amalie nicht auf Rosen gebettet. Sie sehnte sich danach, die Zukunft ihres Kindes durch eine gute Heirath gesichert zu wissen und zitterte unaufhörlich davor, daß irgend etwas ihre Pläne und Hoffnungen durchkreuzen könne. Sie wollte es deshalb durchaus nicht darauf ankommen lassen, die Uneigennützigkeit des jungen Gontran vor der Hochzeit auf die Probe zu stellen. Während der Flitterwochen wollte sie dann gerne eingestehen, daß sie an diese Uneigennützigkeit nicht geglaubt habe, und wollte die Schuld daran, daß die Heirath nicht früher zustande gekommen sei, Herrn von Grouillot in die Schuhe schieben. Gontran würde leicht verzeihen, ein verliebter Gatte ist immer nachsichtig.

Inzwischen sandte sie allmonatlich die hundert Franken an Frau Mahuret und meinte, ihr Vergehen zu sühnen, indem sie über das Wohl des Kindes wachte und das Schweigen der Feldhüterfrau erkaufte. Ein zufälliges Ereigniß fügte es, daß sie in diesem Verhalten noch bestärkt wurde.

Die Herzogin von Mortagney-Argely entsann sich bei einer der Vereinssitzungen der Geschichte, die die kleine Gräfin von Nenny von einem verlassenen Kinde erzählt hatte, und fragte sie nach ihrem Schützling. Gräfin Bertha mußte eingestehen, daß weder sie, noch der Pfarrer oder das Ehepaar Mahuret irgend eine Aufklärung erhalten hatten.

„Mein armer Tintin ist vollständig verlassen! Ein wahres Glück, daß der gute Junge zu so braven, ordentlichen Leuten gekommen ist."

Frau von Rochebure hatte den Worten in großer Besorgniß gelauscht. „Keine Aufklärung!" triumphirte sie innerlich; sie hatte also den richtigen Weg eingeschlagen! Die Frau des Feldhüters war durch Habsucht zum Schweigen gebracht und sie brauchte nur mit ihren Geldsendungen fortzufahren, damit es dabei bliebe.

Der Vater Gontrans entschloß sich endlich, selbst die nöthigen Erkundigungen einzuziehen; er begnügte sich nicht damit, einen Nervenarzt zu fragen, er zog deren sechs zu Rathe. Er sprach auch mit dem Notar und erhielt überall befriedigende Auskünfte. So erklärte er sich bereit, in weitere Verhandlungen einzutreten. Herr von Rochebure gefiel ihm absolut nicht, er fand ihn zu einfach, zu gemüthlich, zu merklich bestrebt, seine Tochter zu verheirathen. Die Offenherzigkeit, die er an den Tag legte, flößte ihm Mißtrauen ein. Als aber Baronin Amalie auftrat, besserte sich die Situation; war er mißtrauisch, so war sie schlau und stellte die Lage so dar, als wenn sie für ihre Tochter leicht eine bessere Partie finden könne. Schließlich setzte er der Heirath seines Sohnes keinen weiteren Widerstand entgegen, ja, er fühlte sich sogar glücklich, daß die Rochebures geneigt waren, seinenGontran in ihrer Familie willkommen zu heißen. Die Heirath fand statt, und Genovefa verbrachte den Honigmond an der Seite ihres Gatten in Italien.

Trotzdem reiste die Baronin nicht nach Nenny-im-Busch, um den verlorenen Neffen zu holen und ihm sein Vermögen wieder zu geben. Sie fing zu begreifen an, daß zwischen einem Entschluß und seiner Ausführung ein Abgrund gähnt. Sie fürchtete sich auch vor ihrem Gatten, dem armen, schwachen Rochebure, der, so nachgiebig er sonst war, in Fragen der Ehre kein Schwanken kannte. Und wer würde ihr glauben, wenn sie es auch noch so sehr betheuerte, daß er, dieser Ehrenmann, nichts von dem ganzen Betrug gewußt habe?

Aber nach einigen Tagen des Zögerns und quälender Angst gelang es ihr doch wieder, ihr Gewissen und den letzten Rest von Ehrgefühl in ihr zum Schweigen zu bringen.

— — — — — — — — — — —

Vier Jahre waren seitdem in's Land gegangen.

Frau von Rochebure stellte sich immer mehr in den Dienst der Wohlthätigkeit, opferte sich wie die Herzogin von Mortagney ihr nachzurühmen pflegte, förmlich für das Gemeinwohl auf. Zur Sommerzeit verbrachte sie drei oder vier Monate auf dem Schlosse ihrer Schwägerin Julie von Erneuil, und während sie als Hausherrin schaltete und waltete und ihren Kindern und zahlreichen Gästen Feste gab, huldigte ihr Gatte dem leidenschaftlich geliebten, lang entbehrten Vergnügen der Jagd. Die arme, wahnsinnige Mutter, die, von ihrer Dienerschaft gehütet, in einem entlegenen Winkel des Parkes sich mit Tintins Spielzeug die Tage vertrieb, konnte nicht spurloser aus der Welt verschwunden sein, wenn sie schon unter dem grünen Rasen geschlummert hätte.

Gräfin Bertha behauptete ihren Platz als unbestrittene Herrscherin im Reiche der Mode und führte neun Monate im Jahre ihr gewohntes Schmetterlingsdasein; kaum hatte sie jedoch den Fuß auf Nennyer Grund gesetzt, so verwandelte sie sich in die um ihr Pathenkind mütterlich besorgte Frau.

Der kleine Augustin war zu einem hübschen, aufgeweckten Knaben herangewachsen; er gedieh prachtvoll in der herrlichen Landluft und legte in jede Bewegung seines geschmeidigen Körpers eine solche Anmuth, daß die Gräfin mehr denn einmal ausrief: „Ich möchte darauf schwören, daß er einer der Unsern ist!" Vater Mahurets Exercierkünsten war die kräftige Entwicklung seines Findelkindes zu danken; rührend sah es sich an, wenn der Alte den kleinen Mann drillte und ihn zu Ausdauer und Gewandtheit in allen körperlichen Uebungen erzog. Daß Geist und Seele dabei nicht zu kurz kamen, dafür sorgte der ehrwürdige Herr Pfarrer von Nenny-im-Busch, nachdem er sich von der außergewöhnlichen Intelligenz des Knaben, überzeugt hatte, und ertheilte ihm einen gründlicheren Unterricht, als er ihm in der Dorfschule hätte zutheil werden können. Während der alte Zuave den Muth des Kleinen durch Berichte über Scharmützel und Gefechte anspornte, legte der Pfarrer den Keim zu allem Guten und Schönen in das junge Herz. Die dritte Erzieherin des Kindes war Gräfin Bertha selbst; da sie es während dreier Monate in jedem Jahre fast unausgesetzt um sich hatte, gelang es ihr, ihm Lebensart und Umgangsformen beizubringen, die kein Schulbuch lehrt. Der kleine Augustin bewegte sich mit Leichtigkeit in der aristokratischen Umgebung und machte durchaus nicht den Eindruck, als ob er nicht so recht hineinpasse. —

Der alte Herr von Grouillot, — durch die Verschlagenheit der Baronin von Rochebure überlistet, war mit sich unzufrieden. Er sah bald die Thorheit, die er begangen hatte ein, seine Schwiegertochter war reizend, sanft und gefügig, sie war leicht zufrieden zu stellen und sehr sparsam, aber — würde sie eines Tages reich sein? — Und wann würde der Tag kommen? Schließlich verbarg er sein Bedauern darüber, daß er zum ersten Mal in seinem Leben so leichtgläubig gewesen war, nicht mehr und drohte damit, die Zahlung der Rente, die er seinem Sohne ausgeworfen hatte, einzustellen.

Gontrans Haltung entsprach der Stimmung seines Vaters. Er hatte das Blut des Alten in den Adern und war weniger in Genovefa verliebt, als sie in ihn. So kam es, daß er der jungen Frau gegenüber das Echo der Befürchtungen seines Vaters wurde. „Wenn Deine Tante Erneuil wieder zur Vernunft käme, würde sie ein Testament machen und uns enterben," brummte er, und unter Thränen erzählte Genovefa ihrer Mutter solche Bemerkungen wieder.

Frau von Rochebure lernte begreifen, daß eine reiche Heirath nicht immer eine glückliche ist, und daß das Sprichwort: Der Apfel fällt nicht weit vom Stamme, viel Wahres in sich hat; sie sah ein, daß eine schlechte Handlung immer ihre Strafe in sich selbst trägt; daß ein Gebäude, das auf Lüge und Heuchelei errichtet ist, stets mit Zusammensturz droht.

Wenn aber Gontran sich habsüchtig und geizig zeigte, so bekundete Hans von Rochebure, ihr ältester Sohn, einen beängstigenden Hang zur Verschwendung neben einem gänzlichen Mangel an Arbeitslust.

„Pah," pflegte er zu sagen, „wenn ich auch heute noch nicht reich bin, so gehören uns doch morgen die Millionen meiner Tante Erneuil!"

Julie von Erneuil erfüllte aber in letzter Zeit ganz und gar nicht die Erwartungen, die ihr Zustand in den ersten Jahren hatte entstehen lassen. Eine Besserung machte sich bemerkbar. Unzurechnungsfähig in Bezug auf alles, was ihr Kind anging, war sie freilich immer noch, aber sonst mehrten sich die Augenblicke, in denen sie bei voller Vernunft war. So bekundete sie geschäftlich eine staunenswerthe Klarheit. Anstatt, wie sie es früher gethan hatte, ihrem Bruder zu allem willenlos ihre Unterschrift zu geben, ließ sie sich jetzt genau den Inhalt eines jeden Schriftstückes erklären, unter das sie ihren Namen setzen sollte. Zuweilen war es sekundenlang, als ob sie die Abwesenheit des Kindes ahne. Aengstlich und erschreckt richtete sie sich auf und fragte: „Wo ist Tintin, ich seh' ihn nicht!" Justine und Hanna bemühten sich dann eifrig, sie zu beruhigen, indem sie ihr erklärten, der Kleine sei mit Lukas im Gemüsegarten, oder er spiele in der Kastanienallee. Der Nervenarzt schüttelte den Kopf, als man ihm diese Symptome mittheilte. „Seltsam, im Gegensatz zu unserer Diagnose, daß sie unrettbar wahnsinnig sei, möchte ich fast annehmen, der Heilungsproceß beginne. Die Natur, die Stille, die Einsamkeit scheinen ihr mehr zu nützen, als alle unsere Wissenschaft thun konnte. Ach, wenn wir ihr nur das verlorene Kind wiedergeben könnten!"

Als Baronin Amalie davon hörte, daß die Genesung Frau von Erneuils nicht unmöglich sei, wenn man ihr das verlorene Kind wiederbrächte, fing die Reue, die sie beschwichtigt zu haben glaubte, von Neuem an, an ihrem Herzen zu nagen. Konstantin seiner Mutter nicht zuführen, hieß, sie zu lebenslänglichem Wahnsinn verdammen. Sie sagte sich, daß sie jetzt nicht nur ihren Neffen um sein Erbe betröge, sondern daß sie auch an der Schwägerin einen geistigen Mord begehe. In langen, schlaflosen Nächten suchte sie vergeblich nach Mitteln und Wegen, um das Unheil, das sie angestellt, wieder gut zu machen. Zuweilen faßte sie den muthigen Entschluß, bei der nächsten Vereinssitzung ein öffentliches Bekenntniß abzulegen, durch ihre Demuth das Urtheil der Welt zu entwaffnen. Offen wollte sie gestehen: „Das habe ich gethan, weil ich nicht den Muth hatte, anders zu handeln. Brecht den Stab über mich, aber laßt mein Vergehen nicht auf meinen Gatten, nicht auf meine Kinder zurückfallen." Aber eine Sitzung reihte sich an die andere, ohne daß die Baronin gesprochen hätte. Feigheit, Selbstsucht und Mutterliebe verschlossen ihr den Mund wie vom ersten Tage an.

Frau Mahuret sah inzwischen mit tiefinnerster Befriedigung, wie sich ihre Schätze mehr und mehr häuften. Die Freude über das Geld, das sie allmonatlich holen ging, schwächte sich nie ab, im Gegentheil, sie steigerte sich von Jahr zu Jahr, und ihr Geiz wuchs. Sie freute sich darauf, die Sardinenbüchse, in die sie die ersten Goldstücke gelegt hatte, damit vollgepfropft zu sehen und lebte in steter Angst, daß man kommen und ihr Augustin wieder nehmen könne. Gerne würde sie auch die fünfhundert Franken, die die Gräfin ihr alljährlich gab, zu dem Gelde, das sie im Geheimen erhielt, gelegt haben, damit die Summe rascher anwachse. Aber ihr Mann, der darauf bestanden hatte, den Unterhalt Tintins und seiner geliebten Dogge von seiner Pension zu bestreiten, setzte auch hier seinen Willen durch und legte „Tintins Geld" nach und nach in Kartoffelfeldern, Weinbergen und Vieh an, die einst des Pathenkindes Erbtheil sein sollten.

So zählte das Ehepaar jetzt zu den Begütertsten im Dorfe. Die schweigsame Zurückhaltung, die die Feldhüterfrau an den Tag zu legen pflegte, erhöhte den Zauber, den sie um sich zu verbreiten verstand, und das Ansehen, dessen sie sich allseitig erfreute. Man nannte sie stolz, aber jetzt, wo sie zu den Besitzenden gehörte, wunderte man sich nicht mehr darüber. Geld erklärt und entschuldigt alles!

XIV.

Es war ein strenger Winter; schneidender Wind peitschte die Luft, und überall lag dichter Schnee. Seit mehreren Wochen schon war Frau Mahuret durch eine heftige Bronchitis an's Haus gefesselt, so daß sie darauf verzichten mußte, ihre Eier und Butter auf den Markt zu tragen. Als aber der Januar zu Ende ging, bemächtigte sich ihrer eine große Unruhe. Was wurde aus dem Gelde, wenn sie es nicht am zweiten Februar abhob? Diese Befürchtung verfolgte sie unausgesetzt, so daß sie beschloß, um jeden Preis in die Stadt zu gehen, angeblich, um wie immer Kaffee und Lebensmittel einzukaufen. Sie war ja eine kräftige Natur, was sollte ein Weg von ein und einer halben Stunde ihr weiter schaden? Als sie aber Mahuret von ihrem Entschlusse Mittheilung machte, protestirte er lebhaft, so daß sie zu einer anderen Lüge ihre Zuflucht nehmen mußte.

„Es handelt sich nicht so sehr um den Kaffee, ich möchte gerne den Doktor wegen der Schwindelanfälle, denen ich mitunter ausgesetzt bin, zu Rathe ziehen." Ein wenig in seinem Widerstand erschüttert, entgegnet er: „Freilich, aber wie wäre es, wenn wir den Arzt kommen ließen?"

„Nein, nein," rief sie lebhaft, die Größe der Gefahr sofort begreifend, „morgen fährt ja der Postwagen in die Stadt, ich nehme mir einen Platz, das ist immer noch lange nicht so theuer, als wenn wir den Arzt kommen lassen." Er fügte sich dieser Vorstellung, und am nächsten Morgen stieg Frau Mahuret, in ein warmes, von Gräfin Bertha stammendes Wolltuch gehüllt, in die Postkutsche. So hieß ein alter Karren, der überall undicht war, und trotz des Wolltuches klapperte Frau Mahuret vor Frost. „Ich hätte die Kälte beim Marschiren weniger empfunden," dachte sie, „aber Mahuret hätte ja nicht zugegeben, daß ich den Weg zu Fuß machte, und dann hätte ich das Geld nicht ohne sein Wissen abheben können."

Eine Stunde später befand sie sich im Postgebäude, empfing ihr Geld und die Extra-Belehrung, daß man es ihr nicht nachgesandt, sondern bis auf Nachfrage verwahrt haben würde.

„Du lieber Himmel, wenn ich das gewußt hätte," dachte sie, beklagte im Stillen die unnöthige Ausgabe für den Postwagen und steckte die fünf Goldstücke in ein Täschchen, das sie aus Vorsicht in dem Kleidfutter angebracht hatte.

Nachdem sie das Postbureau verlassen, begab sie sich zum Krämer, um ihre Einkäufe zu machen. Und der Doktor? — Ah, sie war doch nicht so einfältig, ihr sauer verdientes Geld Jemandem zu geben, der sicherlich nicht mehr als sie verstand. Sie hatte ja gar keinen Schwindel, und der Husten war nichts als eine einfache Erkältung. Sie trat in den Laden, bekam aber dort einen solchen Erstickungsanfall, daß sie sich niedersetzen mußte. Mitleidig trat die Kaufmannsfrau auf sie zu und gab ihr allerhand gute Rathschläge. Da griff ihr Mann nach einer Flasche, auf der mit goldenen Lettern Jamaica-Rum zu lesen stand und meinte: „Das ist für Sie das richtige. Trinken Sie Abends, ehe Sie sich niederlegen, ein Glas Grog. Herr Mahuret weiß schon, wie er damit umzugehen hat."

„Und wie viel kostet die Flasche?"

„Von jedem anderen verlange ich drei Franken, Ihnen will ich sie für vierzig Centimes lassen."

Irgend etwas mußte sie von der vorgeschwindelten ärztlichen Visite mitbringen. Sie rechnete ihr Geld zusammen und fand, daß sie in der Börse genug habe, um den Kaffee und den Rum zu bezahlen, für den Platz im Postwagen blieb aber dann nicht genug übrig.

Da faßte sie den schnellen Entschluß, zu Fuß nach Hause zurückzukehren. Wenn Mahuret eine Bemerkung machen sollte, so würde sie ihm sagen, daß der Arzt ihr empfohlen habe, zu gehen, weil es ihr bei der Fahrt so kalt geworden sei. Seit sie einmal von dem Weg der Wahrheit abgewichen war, kam es ihr ja auf eine Lüge mehr oder weniger nicht an.

Nun machte sie sich auf den Heimweg. Anfangs schritt sie rasch dahin, sie hatte sogar das Gefühl, als ob die kalte Luft ihr gut thue. Der Krämer hatte die Flasche entkorkt und ihr gesagt, daß sie nur einen tüchtigen Schluck nehmen solle, falls ihr unterwegs schwach würde; es werde sie erwärmen und kräftigen. Zweimal folgte sie seinem Rath und hatte schon die Hälfte des Weges hinter sich, als sie eine Begegnung hatte, die ihr keinen schlechten Schreck einjagte.

Ein zerlumpter hagerer Mann, der auf einem Kilometerstein gesessen hatte, erhob sich bei ihrem Näherkommen und trat auf sie zu.

„Eine kleine Unterstützung für einen armen Reisenden, der hungert und friert, gute Frau!"

Wenn auch die Worte bescheiden klangen, so war doch seine ganze Haltung so drohend, als wollte er sagen: „Die Börse oder das Leben!"

„Ich bin nur ein armes Weib," entgegnete sie, „sonst würde ich nicht bei dieser Kälte den Weg zu Fuße machen, aber das Geld, das ich bei mir habe, will ich gerne mit Ihnen theilen."

Sie nahm die Börse aus der Tasche, die er ihr sofort entriß, und als sie sich zur Wehre setzte, bemerkte er auch ihren Einkaufskorb. „Teufel, das ist schon besser, das theilen wir auch!" Er setzte die Rumflasche an den Mund und nahm einen tiefen Zug. „So, nun machen wir den Weg mitsammen, mir thun die Füße weh!"

Er hing sich an den Arm der erschrockenen Frau, nahm noch ein paar kräftige Schlucke aus der Flasche, und das ungleiche Paar setzte sich in Bewegung. „Ein glücklicher Zufall, der mich Sie treffen ließ, liebe Frau!" stöhnte er erschöpft. „Ich glaubte schon, ich müßte auf der Chaussee verenden wie ein Gaul! Aber das Schicksal war mir eine Entschädigung schuldig; vor fünf Jahren habe ich nämlich hier auf der gleichen Strecke mein Vermögen verloren. Das heißt, wenn ich von Vermögen spreche, so meine ich damit keine gefüllte Börse, sondern einen kleinen Jungen. Oh, bekomme ich die Bestie von einem Hund, die ihn mir gestohlen hat, vor meinen Bakel, so..."

„Sie sind von einem Hunde bestohlen? Wieso?"

Der Trunkenbold nahm ein paar kräftige Schlucke aus der Flasche und fuhr fort:

„Hören Sie nur zu! Sie müssen wissen, daß ich eine famose Spürnase habe und sozusagen das Haupt einer Gesellschaft auf Aktien war. Ich verstand es vortrefflich, mich als stellenloser Gärtnerbursche in einsame Gehöfte und Schlösser einzuschleichen, orientirte mich dabei über die Lage der Anwesen, sah mir die Aus- und Eingänge an und suchte in Erfahrung zu bringen, wieviel und was für Leute da wohnten. Das steckte ich dann meinen Genossen, und während sie den Coup machten, setzte ich meine Entdeckungsreise fort. Eines Tages, als ich mich auf den Weg machte, um eine neue Sache auszubaldowern, kam ich nach dem Schlosse einer alleinstehenden, verwittweten Dame, das außer ihr nur von zwei Weibern und einem Gärtner bewohnt wurde. Doch, einen großen Hund gab es auch noch! Ich umkreiste die Parkmauern, ehe ich mich einzutreten entschloß, denn ich wollte nicht im Dunkeln tappen." Er hielt inne und leerte die Flasche bis zur Hälfte. „Oh, was bin ich müde! Setzen Sie sich mit mir dort drüben auf den Steinhaufen, dann erzähle ich Ihnen die Geschichte zu Ende." Sie willfahrte seinem Begehr, denn sie fühlte instinktiv, daß es sich um Tintin handle, daß der Name seiner Angehörigen ihr jetzt vielleicht enthüllt werden würde. Die Trunkenheit des Vagabunden nahm zu; er sprach schon mit schwerer Zunge und suchte mit Mühe seine Worte. „Als ich vor einer kleinen Seitenthüre zum Parke vorüberstrich, sah ich ein Kind, das ganz allein, ohne Wärterin, ohne irgend einen dienstbaren Geist, auf die Straße hinaustrat; ich war mir auf den ersten Blick darüber klar, daß ich es nur mit dem kleinen Schloßherrn zu thun haben konnte, und der Gedanke durchzuckte mich, einen Schlager zu thun, der mich auf einmal zu einem reichen Manne machen würde: das Kind kapern und dann die Mama gründlich schröpfen. Rasch entschlossen riß ich den Kleinen an mich, warf seinen Hut im Vorbeilaufen in einen Weiher, um glauben zu machen, daß er ertrunken sei, und begab mich mit der Beute zu meinen Leuten. Ich sagte ihnen —" Die Stimme des Mannes wurde immer unverständlicher; mehr und mehr übermannte ihn die Trunkenheit, und stammelnd rief er: „Ja, es wäre ein famoser Streich gewesen ohne den verdammten Hund!" Plötzlich stieß er den Stock zornig auf den Boden. „Verwünschtes Vieh, wenn ich Dich noch einmal erwischen könnte! Ich habe ihn genug geprügelt und, wie ich ihn und den Jungen querfeldein davon laufen sah, beide mit Steinen bombardirt ... es war alles umsonst." Er hielt wieder inne und fing plötzlich zu weinen an. „Gleich darauf hat man mich, ich weiß nicht zum wievielsten Male, erwischt," fuhr er nach kurzer Pause fort. „Ich wurde nach Neu-Caledonien transportirt, und von da bin ich erst vor einem Monat zurückgekommen. Wenn ich jetzt den Kleinen wiederfände und ihn seiner Mutter zurückbrächte, so wäre ich ein gemachter Mann. Sie haben nie zufällig von dem Knaben reden hören, was?"

Vorsichtig entgegnete sie:

„Wie hieß doch die Mutter? Und wissen Sie noch, wo das Schloß lag?"

In dem Manne erwachte plötzlich ein Mißtrauen.

„Was kann Ihnen daran gelegen sein, das zu wissen, mein Schatz! Wollen Sie mir etwa den Profit vor der Nase wegschnappen? Ich habe so schon zu viel gesagt, ich bin müde und will schlafen." Er griff abermals nach der Flasche. „Nun geben Sie mir noch Ihr schönes wollenes Tuch, ich kann es nothwendiger brauchen, als Sie." Sie versuchte, ihm Widerstand zu leisten, aber drohend stand er plötzlich vor ihr; da ließ sie ihm von Angst erfaßt, das Tuch und lief so rasch ihre Füße sie nur tragen wollten, auf und davon. Athemlos und in furchtbarer Aufregung kam sie endlich zu Hause an.

„Allmächtiger Gott," rief der Feldhüter entsetzt, „was ist denn Dir passirt?"

„Oh, ich hatte ein gräßliches Abenteuer! Ein Vagabund hat mir unterwegs mein wollenes Tuch und die Arznei gestohlen, die mir der Doktor verschrieben hat."

Das Gewehr vom Nagel reißen und dem Hund pfeifen, war für den alten Soldaten das Werk eines Augenblicks, und trotz des lebhaften Protestes seiner Frau stürmte er davon.

In höchster Unruhe harrte Frau Mahuret der Rückkehr ihres Mannes.

Obschon Fieberschauer sie schüttelten, dachte sie nicht daran, zu Bett zu gehen. Wenn der Vagabund auch ihm die Geschichte erzählte, würde der brave Mahuret sie für sich behalten?

Dann war's aus mit der Pension der Gräfin, adieu die schönen Postanweisungen; die geliebte Sardinenbüchse würde wohl niemals gestrichen voll werden!

Sie nahm die heute erhobenen fünf Goldstücke aus ihrer geheimen Tasche und betrachtete sie mit schmerzlicher Freude. Das sollten also die letzten sein! Sie wollte sie noch in die Schatzkammer auf den Boden bringen, aber sie zitterte, während sie am warmen Herdfeuer saß, vor Kälte.

„Morgen ist auch noch ein Tag!" sagte sie sich. Dann steckte sie die fünf Louisdors in ein Ledertäschchen, legte es in den Schrank und wartete, in Grübeleien versunken, auf die Rückkehr ihres Mannes.

Unzählige Male öffnete sie die Thür und lauschte, ohne der eisigen Winterluft zu achten. Als der Feldhüter endlich anlangte, war es finstere Nacht.

„Da hast Du Dein Tuch!" sagte er und warf es auf den Tisch. „Der arme Teufel braucht es nicht mehr; aber die Medizinflasche habe ich nicht gefunden."

Der Feldhüter machte ein so ernstes Gesicht, daß sie erschrak.

„Du hast ihn doch nicht getödtet, Mahuret?"

„Ich nicht," entgegnete er finster, „das hat der da besorgt." Und er wies auf die Dogge. „Er ist schuld an dem Unglück und auch daran, daß ich so spät nach Hause komme; ich mußte erst in die Stadt gehen, um meine Aussage zu Protokoll zu geben und die Gendarmen zu holen."

„Grundgütiger Himmel, was ist denn geschehen?"

Er erzählte die Geschichte mit gewohnter Gründlichkeit.

Er hatte sich auf den Weg gemacht, fest entschlossen, den Vagabunden zu finden und ihm das gestohlene Tuch und die Medizin abzunehmen. Ungefähr drei Kilometer hinter dem Dorfe sah er den Wegelagerer gestikulirend und fluchend am Straßenrain sitzen. „Ein Betrunkener, mit dem sich nicht rechten läßt," sagte er sich. In dem Augenblicke flog Tutan, ohne daß er auch nur Zeit gehabt hätte, ihn zurück zu rufen, mit Blitzesschnelle auf den Mann zu. Er stürzte sich auf den Schreienden, und bald wälzten sich beide am Boden.

„Wenn Du wüßtest, was für Mühe es mich gekostet hat, Tutan von seinem Opfer loszureißen! Der Hund, der sonst so gutmüthig ist, war wild wie ein Tiger. Jedenfalls witterte er Dein Tuch."

„Wer weiß, ob das der Grund war," sagte sich Frau Mahuret, die sich der Stockwürfe und Steinwürfe erinnerte, mit denen der Trunkenbold den Hund regalirt hatte.

„Und was geschah weiter?"

„Hm, ich nahm zuerst das Tuch an mich, dann suchte ich in den Taschen des Vagabunden nach Deiner Arznei, fand aber nur eine große, beinahe leere Rumflasche. Ich wollte den Mann aufheben, es gelang mir nicht; sein Gesicht war blau und stach unheimlich von der blendend weißen Schneedecke ab. Er war auch zu schwer, als daß ich ihn hätte tragen können, und so entschloß ich mich, in die Stadt zu gehen und die Gendarmerie zu benachrichtigen. Als wir zurückkehrten, regte sich der Mann nicht mehr, er war todt!"

„Todt? — wirklich und wahrhaftig todt?"

„Ja, einem Schlaganfall erlegen. Der Wachtmeister meinte, das käme wohl vor; es war ja schauerlich kalt und er hatte zu viel getrunken."

„Hat er gar nichts mehr gesagt?" forschte Frau Mahuret.

„Wie hätte er denn noch sprechen sollen? Wenn ich Dir sage, daß er todt war. Aber die Geschichte hat Dich erschreckt. Du bist ganz blaß!"

„Ja," gestand sie zu, „man erschrickt unwillkürlich bei dem Gedanken, daß ein Mann, mit dem man noch vor kurzem geredet hat, mausetodt ist! Gute Nacht, Alter, ich gehe schlafen, ich muß morgen früh zeitig aufstehen."

Der plötzliche Tod des Wegelagerers hatte einen tiefen Eindruck auf sie gemacht, und doch freute sie sich fast darüber, denn nun brauchte sie keine Enthüllungen mehr zu befürchten. Tintin würde bei ihr bleiben, und sie würde nach wie vor die Büchse mit Goldstücken füllen können.

XV.

Tags darauf war Frau Mahuret nicht imstande, das Bett zu verlassen. Ein heftiges Fieber hatte sie befallen; sie hustete unaufhörlich und klagte über Stiche in der Brust. „Es ist nichts, beunruhige Dich nur nicht," tröstete sie ihren Mann, „morgen ist alles wieder gut! Und daß Du Dir nicht einfallen läßt, den Doktor zu rufen." Während der nächsten Tage steigerten sich die Schmerzen aber derart, daß der Feldhüter heimlich den Arzt kommen ließ. Bei seinem Erscheinen legte Frau Mahuret eine große Unruhe an den Tag. Sie würde gerne allein mit ihm gesprochen haben, aber ihr Mann wich nicht von ihrer Seite. Der Arzt untersuchte die Kranke, fand ihren Zustand sehr ernst und bemerkte in tadelndem Ton: „Sie hätten mich viel früher holen sollen. Woher kommt denn diese starke Erkältung?"

Sie wollte antworten, aber der Arzt bedeutete sie zu schweigen.

„Sie dürfen sich gar nicht anstrengen. Ihr Mann wird mir alles erklären. Seit wann ist Ihre Frau krank?"

„Seit dem Tage," erwiderte Mahuret, „an dem sie in die Stadt und in Ihre Sprechstunde ging, Herr Doktor!"

Der Arzt war überrascht.

„Ihre Frau ist nie bei mir gewesen!" entgegnete er.

Die Kranke wälzte sich unruhig in den Kissen und stammelte:

„Aber, Herr Doktor, vor sechs Tagen war ich doch bei Ihnen, erinnern Sie sich denn nicht?" Sie zwinkerte dabei mit den Augen, um ihm begreiflich zu machen, daß er sie nicht im Stiche lassen solle. Er merkte, daß sie die Unwahrheit redete und widersprach nicht weiter.

„Dann hätten wir heute also den siebenten Tag! Die Krankheit Ihrer Frau ist nicht ungefährlich. Keine neuen Thorheiten, absolute Ruhe, kühlende Getränke, sonst nichts als Milch."

Damit verließ er das Krankenzimmer; als der Feldhüter ihm das Geleit geben wollte, rief sie ängstlich:

„Rücke mir die Kissen zurecht, Mahuret, geh' nicht fort!"

„Bleiben Sie bei ihr und widersprechen Sie ihr in nichts! Jede Aufregung vermehrt nur ihr Fieber."

Die Temperatur steigerte sich im Laufe der Nacht. Sie sprach sogar irre, erzählte seltsame Dinge, denen ihr Mann mit steigernder Verblüffung lauschte.

Sie redete von einem Hut, den man in einen Weiher geworfen hatte, von verborgenem Gelde und von einer Anweisung, die sie sich um jeden Preis auszahlen lassen müsse.

„Ich bin nicht recht gescheidt," sagte sich Mahuret, „es ist doch klar, daß sie im Fieber Unsinn redet!" Dann aber erwachte plötzlich der Zweifel in seiner Seele, er entsann sich der Versicherung des Arztes, daß er Frau Mahuret nie gesehen habe, und erinnerte sich an das Augenzwinkern, das ihm zuerst nicht weiter aufgefallen war. Jetzt aber dünkte es ihm mit einem Male ungeheuer verdächtig, und er begriff auch, weswegen sie sich so sträubte, daß der Arzt gerufen würde und weshalb sie nicht zugeben wollte, daß er ihn hinaus begleitete. Alles war ihm mit einem Male verständlich! Seine Frau täuschte, sie hinterging ihn! Ihn, der stets so gut gegen sie gewesen war, der ihr nie ein grobes Wort gesagt hatte. Wie war es nur denkbar, daß sie ihn in so unwürdiger Weise betrügen konnte? Er hätte sie am liebsten gleich befragt, aber er sah ein, daß sie im Delirium keine Auskunft geben konnte und erinnerte sich der Empfehlung des Arztes, ihr absolute Ruhe zu gönnen.

„Gott, Du mein Gott," murmelte er vor sich hin, „diese Ungewißheit ist schrecklich. Ich will einmal in ihren Sachen nachsehen, und wenn ich etwas finde, dann wehe!"

Leise stand er auf und öffnete ihren großen Schrank. Unter einem Stoß Wäsche zog er ein Papier hervor, es war der Umschlag des anonymen Briefes; er las die Adresse und stieß einen Wuthschrei aus.

Eine heimliche Correspondenz also hatte sie, weiß der Himmel wie lange schon, geführt! Und Unrecht war dabei, sonst hätte sie aus dem Briefe kein Geheimniß gemacht. Der Umschlag war leer, sie hatte vermuthlich den Inhalt zerrissen, oder verbrannt; die Sache war also ernsthaft. Ein maßloser Zorn, eine Wuth, die keine Worte fand, bemächtigten sich des Mannes. Er hätte die Schuldige am liebsten erdrosselt und doch scheute er sich, Lärm zu schlagen, um ihren fieberhaften unruhigen Schlaf nicht zu stören. Mechanisch griff er nach der ledernen Börse, die er obenauf liegen sah. Er öffnete sie, und fünf blanke Louisdors glänzten ihm entgegen! Nun waren jedes Mitleid, jede ärztliche Verordnung vergessen! Sie sollte, sie mußte antworten, ihm Rede stehen, sich erklären!

Mit den wichtigen Fundstücken, dem Gelde und dem Briefumschlag, ging er an das Krankenbett zurück.

(Fortsetzung folgt.)

Für die Küche.

Schottische Suppe. Zwei Pfund Rinderknochen werden in passendem Geschirr mit kaltem Wasser übergossen und mit 1/4 Pfund Graupen langsam 1 Stunde gekocht. Nun fügt man Suppenkräuter, 2 Zwiebeln, 2 in Scheiben geschnittene gelbe und weiße Rüben, auch eine zerschnittene Sellerieknolle, Blätter und Stengel einer solchen, Salz und Pfeffer hinzu, gießt noch soviel Wasser nach, als man Suppe bedarf und läßt langsam fortkochen, bis die Gemüse vollends weich sind. Beim Anrichten entfernt man die Knochen, kräftigt die Suppe mit 2 Theelöffelchen Maggibouillon und gibt sie zu Tische.

Topfbraten (ein sächsisches Gericht). Hierzu wird Schweinefleisch mit der Schwarte weich gekocht. Zwiebeln werden etwas grob gewiegt und in Essig gedünstet, dazu etwas Lorbeerblatt und Gewürz. Die Brühe des gekochten Schweinefleisches wird dann dazu gethan und die Sauce mit geriebenem Kochpfefferkuchen seimig gemacht. Das in längliche Streifen geschnittene Schweinefleisch wird noch ein Weilchen zum Durchziehen mit hineingelegt.

Hühnerfrikassée wird auf zwei Arten gemacht: helles oder dunkles. Zu ersterem wird das Huhn wie zur Suppe gekocht. Dann läßt man etwas Mehl in Butter und kleinen Zwiebelchen anziehen, füllt mit der Hühnerbrühe nach, gibt das Fleisch hinein und läßt vor dem Anrichten eine Untertasse schwach voll gehackter Petersilie durchkochen. Zum dunklen Frikassée wird das zerlegte Huhn in reichlich Butter hellbraun braten gelassen, dann gibt man eine mittelgroße, feingeschnittene Zwiebel hinein, läßt sie etwas mit anziehen, füllt dann Wasser nach, deckt zu und läßt das Huhn schmoren, immer nachfüllend. Vor dem Anrichten wird die Sauce entfettet und mit angerührtem Mehl etwas sämig gemacht. Sie muß goldbraun sein.

Kohlpastete. Von 3 Pfund Rindfleisch und 1/8 Pfund Rinderfett fein gehackt, einem aufgeweichten Milchbrot und fünf Löffeln Milch formt man kleine Fleischklößchen und bratet sie braun. Dann streicht man eine Form mit Butter aus, bestreut sie mit Reibbrot, legt eine Lage gehobelten, weißen frischen Kohl hinein, darauf die Klößchen, Sahne, Salz, Bouillon, wieder Kohl usw., bis die Form voll ist. Man deckt die Pastete mit einem Butterteig zu (zwei Löffel Butter, zwei Löffel Sahne, 3/4 Pfund Mehl), bestreicht sie mit Ei und bäckt sie 3 Stunden.

Polnische Beefsteaks. Man schneidet schöne Beefsteaks, klopft in geschmolzener Butter, bestäubt sie mit Mehl und bestreut sie mit Salz und Pfeffer. Nun brät man sie in einem tiefen eisernen Topf dunkelgelb, wobei man die fertigen herausnimmt und warm hält. Sind alle angebraten, so gießt man in den Topf 1/4 Quart Bouillon und 1/4 Quart leichten Weißwein (auf sechs Beafsteaks), giebt englisch Gewürz, etwas Lorbeerblatt, eine Citronenscheibe, Petersilie und eine Zwiebel daran, läßt die Beefsteaks zwanzig Minuten darin dämpfen und giebt etwas Mehl, das man mit Wasser klar gerührt hat, daran; nachdem man die Beefsteaks auf eine heiße Schüssel gegeben hat, giebt man die Sauce darüber und richtet Alles recht heiß an.

Backfische mit pikanter kalter Sauce. Feinere Fische, wie Hecht, auch Forellen und Flundern, werden gesäubert und zum Braten zurecht gemacht, indem man sie nach dem Waschen salzt, 3/4 Stunde so stehen läßt, dann gut abtrocknet, in geschmolzener Butter, geschlagenem Ei und geriebener, fein gesiebter Semmel umwendet und in heißer Butter oder Backfett schwimmend zu goldbrauner Farbe bäckt. Zur Sauce rührt man 2-5 Pfund frische Butter schaumig, fügt den Saft von zwei bis drei Citronen, sowie ein eigroßes Stück feiner Sardellenbutter hinzu, würzt mit wenig Salz, etwas geriebener Muskatnuß, gehackter Petersilie, einigen Tropfen Maggi-Würze und rührt eine recht ebene, dickflüssige Sauce davon.

Schinken zu kochen. Der Schinken wird tüchtig gewaschen, 12 Stunden in kaltes Wasser gelegt, alles Unreine entfernt, von der unteren Seite die schwarzen Stellen weggeschnitten und mit der Schwarte nach oben in einen Kessel gelegt, daß es darüber zusammengeht. Man bringt den Schinken rasch zum Sieden, um ihn dann 3 bis 4 Stunden langsam, aber fortwährend zu kochen und läßt ihn dann in der Brühe ganz oder halb erkalten, je nachdem man ihn kalt oder warm zu Tisch geben will. Durch Hineinstechen versucht man, ob er vollständig weich ist. Gibt man den Schinken warm zu Tisch, so zieht man die Schwarte ab, überstreut das Fett mit geriebenen Brodkrumen, läßt die Kruste im Ofen etwas bräunen und gibt ihn zu Erbsen oder Bohnen. Servirt man ihn kalt, so umgibt man das Bein mit einer Papiermanschette, schneidet die Schwarte, so lange sie noch warm ist, in beliebige Verzierungen und legt den Schinken auf eine mit Petersilie garnirte Schüssel. Wenn man dem Wasser, worin der Schinken gekocht wird, 1 Tasse Syrup zusetzt, so wird der Geschmack des Fleisches dadurch sehr verfeinert.

— **Glückliche Ehe.** A.: „Was machen denn die jungen Eheleute?" B.: „O, die sollen sehr glücklich ohne einander leben!"

— **Moderne Kinder.** Onkel: Warum hat der Fritz das Gesicht so zerkratzt? Lieschen: Ach, wir spielten Mann und Frau, und da wollte er sich immer nicht scheiden lassen.